

Leseprobe aus:

Raoul Schrott / Jo Lendle
Akzente Heft 1/2016: ALLTAG



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER

Vorwort

Diese Ausgabe der »Akzente« widmet sich dem Alltag. Wir haben Autorinnen und Autoren eingeladen, am 10. Dezember 2015 – einem zufällig gewählten Donnerstag – über ihre Umgebung zu schreiben: über den Nachbarn, das Haus, die Straße, das Viertel, die Sicht aus dem Fenster. Das uns unvermittelt Betreffende sollte in den Blick geraten, das Unauffällige, scheinbar Banale, das der Radius des Realen umfasst – jener ›locus communis‹, der sich im englischen ›common ground‹ besser ausgedrückt findet als im ›Gemeinplatz‹. Nun sammeln sich die Schnappschüsse und Standbilder zu einer Topographie alltäglichen Daseins, wie es hörbar, riechbar, fühlbar wird. Dabei tritt in der Prosa das Erzählerische zugunsten des Beschreibenden, in der Poesie das Umschreibende zugunsten des Registrierenden zurück. Überall jedoch zeigt sich, dass es das Bedeutungslose nicht gibt.

Im November 2015 starb der große Luc Bondy. Wir veröffentlichen seine letzten Gedichte, deren erstes mit Versen beginnt, die dem Alltäglichen kaum näher stehen könnten:

*Wohl frisch bin ich in meiner Attitüde
Und schaue dem Passieren
Indifferent zu.*

KAREN KÖHLER

Hope City Prayer

Erstes Mal aufwachen. Das ungewohnt hohe, pralle Kopfkissen lässt mich schlecht schlafen. Nackenschmerzen und die desorientierte Frage: *Wo bin ich?* Das Bett steht an der Wand. Ringsum Holzvertäfelung. Dann das Hotel erkennen: Zimmer 415, Zum Hirschen, Salzburg. Sofortiger Griff zum Mobiltelefon, 4:03 Uhr. Das Kopfkissen bearbeiten, aufgeben, und mich an einen weißen Sack im Kleiderschrank erinnern. Den Sack aus dem Fach zerren, am Reißverschluss fummeln und das dünnere Allergiker-Kissen wie eine Beute zurück ins Hotelbett schleifen. Schlafen. 7:00 Weckerklingeln. Schlummerfunktion. 7:15 Weckerklingeln. Schlummerfunktion. 7:30 Uhr Weckerklingeln. Ausschalten. Traumreste zusammenklauben. Die Zimmerluft ist trocken. Es riecht wie ein ehemaliges Raucherzimmer. Ich stehe auf und versuche, das Doppelfenster zu öffnen. Eine Sperrfunktion lässt nur einen Spalt weit zu. Draußen schon Autolärm. Zurück ins Bett. Dösen. Reste vom Vorabend schieben sich durch mich. Ein Gesichtermeer. Namenwälder. Titel. Magister, Doktor, Landrat, Herr, Frau. Händeschütteln. Eine Beleidigung über meinen Po. Idiot. Weg mit dem. Weitere Gesprächsinseln. Buchsignieren. Augenblicke. Dankbarkeit. Die alte Frau mit dem faltigen Gesicht, die mit an meinem Tisch stand. Ihr Lächeln. Na gut, aufstehen. Ins Badezimmer. Der Blumenstrauß vom Vorabend hat das halbe Zahnputzbecherglas ausgetrunken. Durstige Rosen und Ranunkeln. Ich brauche eine Vase. Das komplette Badezimmerfenster öffnen. Gegenüber im Haus auf der Etage sitzt ein Mann im Anzug vor einem Rechner, es wird schon gearbeitet. Das Fenster wieder schließen. Mich ausziehen. Die Dusche ist in der Badewanne, eine fest eingebaute Glaswand als Spritzschutz zwingt mich in die Ecke. Halbautomatisierte, routinierte Vorgänge, Abtrocknen, Körperpflege, Anziehen, Fenster wieder öffnen. Roboter bleiben bis zum ersten Kaffee. Die Plastikkarte fürs Frühstück suchen. Sie in der Unterlagenschale auf dem Schreibtisch finden. Die Schlüsselkarte fürs Zimmer suchen. Sie in der Manteltasche finden. Das Mobiltelefon und das schwarze Notizbuch mitnehmen. 8:17 Uhr. Heute ist der 10. Dezember. *George Saunders* denken und den klapprigen Fahrstuhl nach unten nehmen. Im Foyer hängt ein Adventskranz an roten Schleifenbändern von der Decke. Zwei Kerzen brennen. Der Frühstücksraum im rustikalen Hotel-Restaurant erträgt

tapfer die üppige Weihnachtsdekoration aus unterschiedlichen Stilen. Von der Decke hängen, an Ästen angebracht und im ganzen Raum verteilt, rot-glitzernde Streifen und Geschenke, übergroße künstliche Zuckerkringel, Sterne und Kugeln. Den freien Tisch am Fenster wählen und dann mit dem schlechten Gewissen ringen, den Vierertisch allein zu belegen.

Auf den Fenstersimsen stehen silberne Rentiere, Engel, Weihnachtsbäumchen samt Blinklichtern. Die Bedienungen sagen »Grüß Gott« und tragen Dirndl. Die für meinen Tisch zuständige Frau trägt ein grün-rosafarbenes. Bei ihr die Frühstücksberechtigungskarte abgeben, Kaffee bestellen und mir grünen Tee holen. Notizen in mein Buch schreiben. Feststellen, mit Abstand der jüngste Gast im Raum zu sein. Gleich neben mir eine Gruppe von vier Frauen und einem Mann, alle weit über 70. Die Frauen unterhalten sich angeregt, der Mann hört zu. Was machen die wohl hier? Zwei ältere, üppige Damen belegen den Tisch vor mir. Beide gut frisiert, beide gut gekleidet, sagt die eine zur anderen: »Eigentlich frühstücke ich ja gar nichts.« Und kommt dann mit vollbeladenem Teller zurück. Ein Mann um die 50 sitzt allein an einem Tisch und beobachtet mich. Ihn zurück beobachten. Er erinnert mich an jemanden, aber an wen? Dunkles, dichtes Haar und eine seltsam eckige Kopfform. Seine Bewegungen sind kontrolliert und geführt. Er kaut konzentriert und in kleinen Bissen. Verkehr schiebt sich als Endloskulissee am Fenster vorbei. Das Büffet wird von Suppengemüse in einer Schale dekoriert. Die Käseplatte von einem ganzen Apfel in der Mitte. Warum auch in Stücke oder Scheiben schneiden, wird ja eh nur braun, dachte man sich wohl. Viereckige Käsescheiben einer undefinierbaren Sorte sind zu einem Kranz gelegt. Ich nehme mir davon. Das Brot darf man selber schneiden. Ich bin dankbar für jedes bisschen Selbstbestimmung. Ein Käsebrot essen. Wie immer im Hotel erst Orangensaft, dann Tee, zuletzt Kaffee trinken. Über den Workshop nachdenken, den ich gleich geben soll. Seit gestern Abend weiß ich: »Eine Powerpoint-Präsentation wäre ganz toll.« Überlegen, was an einer Powerpoint toll ist.

An der Rezeption nach einer Blumenvase fragen. Der weiche Rezeptionist Anfang 20 näselt etwas und kommt mit zwei hässlichen Blumentöpfen zurück. Den kleineren nehmen und in mein Zimmer zurückkehren.

Die Blumen in der neuen Vase vor den Fernseher stellen. Blick aufs Mobiltelefon. Heute ruft vielleicht die Maklerin an und sagt, dass wir die Wohnung bekommen, die wir uns gestern angesehen haben. Telefon laut stellen. Laptop auf. 8:56 Uhr. Den Browser öffnen und 10. Dezember googeln. Auf den

Wikipedia-Eintrag klicken. Der 10. Dezember ist der 344. Tag des Gregorianischen Kalenders. Steht da. Weiter unten: Tag der Menschenrechte. Ich google *Menschenrechte* und klicke auf die Seite von Amnesty International. Die 30 Artikel der Menschenrechte durchlesen und traurig werden. Nach 67 Jahren immer noch so weit weg.

Powerpoint, neue Datei, speichern unter *Workshop_Salzburg*. Ich werde heute mit Schüler*innen des Musischen Gymnasiums arbeiten. Habe gestern Postkarten besorgt und wollte meine Erzählung *Polarkreis* als Ausgangspunkt nehmen. Beschließe, meinen Alltag zum Inhalt meines Workshops zu machen und das mit den Postkarten zu verbinden. 23 Folien mit Minitexten, Arbeitsausschnitten und Screenshots als roten Faden erstellen. Ich muss los. Cmd + S. Zusammenpacken. Karten, Rechner, Kabel, Adapter, Geld, alles in den Beutel, Mantel, Schal, Mobiltelefon, Zimmerkarte. Das Bitte-nicht-stören-Schild raushängen. Tür zu. Auf dem Weg nach unten die Frage, ob ich alles habe.

Draußen das allerschönste Kaiserwetter. Knallblauer Himmel. Sonne. Kühle Luft. Glück. Glück. Glück. Ich möchte fliegen, jaulen, feiern, strahlen, mich demütig verneigen, hallo Tag! Hallo! Sei umarmt, begrüßt, gefeiert. Auch du, Istanbul Kebab. Einkaufs Paradies. Mega Grill. Hanf In. Zanetti. Abraham. Möbel Tremel. Orion Licht. Seid begrüßt. Ich rieche den Fluss und bilde Kiemen aus, die Salzach glitzert, ich hänge sie mir als Schmuck um den Morgen. Grobes Streu knirscht unter meinen Sohlen. Männer in Neonwesten an einer Baustelle. Flussüberqueren. Ich sehe die Berge! Auf den Berggipfeln liegt etwas Schnee. Hallo Berge! Hallo Salzburg! Zuckergussstadt! War schon einmal hier. Denke an das Unfallkrankenhaus. Denke an meinen Vater darin. Die Intensivstation. Die Schwestern und Ärzte in wechselnden Schichten. Erinnere meinen Vater im Koma, verkabelt, beatmet, ununterbrochen überwacht. Bald hat er Geburtstag. Der Glückspilz ist am Leben. Geburtstag. Heute: M. Den muss ich anrufen. In der Mitte der Brücke kommen mir zwei junge Männer entgegen und fragen mich auf Englisch nach dem Weg zum Bahnhof. Mich entschuldigen, sagen, ich sei auch nicht von hier, und sie bitten, die Männer in den Neonwesten zu fragen. Sie sind enttäuscht. Glauben sie mir nicht? Denken sie, ich will ihnen nicht sagen, wo der Bahnhof ist? Ich entschuldige mich nochmal. Weiter. Drei Menschen mit seltsamem Gefühl jetzt. Gehe auf der anderen Seite am Flussufer weiter. *HEIMAT DU ALTE SCHEISZE* steht an der Mauer vor einem Gymnasium. Das Wort Scheisze ist durchge-

strichen und mit *LIEBE* überschrieben. Ein gelber Plastikstreifen leuchtet mich aus dem Gras am Ufer an. Ich biege nach Gefühl ab. Habe ich mich schon verlaufen? Ein Papierflieger ist zwischen zwei Autos am Boden gelandet. Eine russisch-orthodoxe Kirche steht im Sonnenschein mit Goldzwiebelverzierung auf dem Dach. Wie blau der Himmel ist. Unwirklich blaublau. Eine Frau kommt mir entgegen.

»Entschuldigung, können Sie mir sagen, wie ich zum Literaturhaus komme?«

»Sorry, not understand. Not from here.«

»Okay, thank you.«

Es scheint, niemand ist heute von hier. An einer Kreuzung am Boden wächst ein Kraut, das mich an meinen Opa erinnert. Als ich Kind war, zeigte er mir, wie ich ein Musikinstrument daraus mache, indem er die kleinen Blättchen leicht anriss, aber nicht abtrennte, so dass eine Rassel entstand. Ich pflücke einen Halm und lege ihn in mein Notizbuch. Zur Rassel kommt es nicht. Die nächste Passantin hilft mir weiter.

Im Literaturhaus den Rechner anschließen, Beamer testen, Lesezeichen ins Buch legen, Telefon auf leise stellen. Maklerin hat nicht angerufen. Die eintretenden Schüler*innen beobachten. Gesichter, Haare, Körper, Augen, Münder füllen den Raum. Beginnen. Kontakt herstellen, durch die nächsten 90 Minuten fliegen, begeistern, offen sein, zeigen, wie mein Alltag geht. Ihnen lektorierte Dateien zeigen, die Kommentare meiner Lektorin offen. Zeigen, wie ich archiviere. Fragen beantworten. Lesen. Ihnen die Postkarten-Aufgabe vorstellen. Die Karten verteilen und mich darüber freuen, dass sie mitmachen. Ein Junge mit Afro. Ein Mädchen mit rotem Haar. Einer mit blauem Sweatshirt in der ersten Reihe. Karteneinsammeln. Raketen angeln. Ihr Lachen hören. Applaus, signieren, Händeschütteln mit den Lehrer*innen, langsam zusammenpacken. Ein Mädchen kommt zurück: Wir machen Augenkontakt. Wortkontakt. Tauschen Dankbarkeit aus.

Dann ein Moment der Ruhe, ich bin allein im Saal, sehr still ist es in mir, von der Arbeit still, fühle mich wie ein Bauer nach dem Säen. Letzte Absprachen wegen der Lesung am Abend. Blick aufs Mobiltelefon: Maklerin hat nicht angerufen. Alles in den Beutel, Mantel an, raus an die Luft. In der Sonne vorm Haus auf meine Verabredung warten. Von der Privatuniversität für Medizin, an der angeblich fast nur Deutsche mit schlechtem NC studieren, stinkt es nach Desinfektion.

Von B. abgeholt werden und am Flussufer in Richtung Innenstadt laufen. Plaudern, den Blick schweifen lassen. Naknaknak, eine Ente mit schlechter Laune. *Lass los* steht in schwarzen Buchstaben auf Beton. Und *Arbeit? Niemals*. Am Boden liegt ein gelbes Bonbon in Zellophan. Auf einem Gullideckel die Jahreszahl 1997. Ein Post-it klebt auf dem Asphalt. *TRÄUME* ist mit schwarzer Farbe an eine triste Mauer gesprüht. Mich fragen, ob das ein Imperativ oder ein Nomen sein soll. Auf der Salzach Möwen. Warum denn Möwen? Sie kreischen mir die Frage aus dem Sinn. Jetzt ist jetzt. Eine Nonne kreuzt den Uferweg, schüttet einen Kübel mit Brotkrumen ans Ufer. Plötzlich ein flatterndes, kreischendes, pickendes, streitendes, schlagendes Möwenknäuel, ein Vogelhaufen in Bewegung, ein Futterneidschwarm mit Hackordnung. Der Mann auf der Bank sieht es auch. Die Nonne ist längst wieder hinter der Tür in der Mauer, an der ein Schild hängt: *Einer sorgt für Dich. Hope City Prayer.*

An einer Brücke sitzt eine Bettlerin, vielleicht Mitte vierzig, in Decken und Jacken gehüllt bittet sie um Geld und hat einen traurigen Blick. Wem muss sie am Abend abliefern? War da nicht vorhin schon mal eine, die genau so da saß? Denke *Bettelmafia* und schäme mich. Links der Fluss, rechts fressen Berge die Häuser auf. Vom steilen Stein verschluckt, drängen sich Altbauten an den Rand des Tals, der Stadt, der Straße, als würden sie sagen: Wir wollen auch noch mit dazugehören. Mir vorstellen, wie es sich anfühlt, am und im Berg zu wohnen. An der nächsten schlossbehangenen Brücke wieder eine bettelnde Frau, selbes Alter, ich gebe ihr Geld. Und schäme mich: Wieviel ist denn genug? Und was ist das für eine Mode, mit diesen Schlössern seine Liebe zu bekunden? Und was hat ein Schloss mit Liebe zu tun? Jan & Mareike. Sibylle & Markus. Anne & Leon. Habe Lust, mir einen Bolzenschneider zu kaufen und alle Brücken der Welt von dieser Liebeslast zu befreien. Auf der anderen Brückenseite kniet ein älterer Mann auf einem Stück Pappe, müder Blick mit traurigen Augen, die Mütze in der Hand, und bittet ebenfalls um Geld. Da kann ich auch nicht weitergehen. Ich gebe ihm ein Zweieurostück. »Danke-sehrdankedanke.« Und schäme mich wieder. Wenn ich ihnen etwas gebe, schäme ich mich, wenn nicht, ebenso. Also kann ich ihnen auch etwas geben, dann macht es wenigstens für einen von uns einen Unterschied. Den Fluss im Rücken haben jetzt, Glockenläuten vor einer Kirche, zum Klangkörper werden, anhalten und die Augen schließen für einen Bruchteil Zeit.

Mit B. aus Versehen in einem Café landen, das *The Heart Of Joy* heißt und dem indischen Guru Sri Chinmoy verbunden ist, wie die vegane Speisekarte uns verrät. Bleiben, sprechen, essen und trinken. Mein Bauch diktiert: Ingwertee und Daal. In B.s Bauch ist ein Baby, das wollte ganz andere Sachen haben. Wir tauschen Worte hin und her. Teilen Erlebtes miteinander. Spekulieren über Zukünftiges. Immer wieder mein Blick auf die im Telefon eingesperrte Uhrzeit. Ein Sinnsprüchlein als Beilage beim Ingwertee finden und es ignorieren. Glückliche, satt und müde zum Hotel zurückgehen. Rechts, geradeaus und am Kreislauf links. Unter den Gleisen durch. Buchladen. Noch ein Buchladen. Asia Lebensmittel. Konditorei. Café. Friseur. Bank. Überall wie fehlplatziert wirkender Weihnachtsschmuck. Dann links und schon bin ich da.

Die Reisegruppe im Foyer durchqueren, den Fahrstuhl nehmen. Zimmer auf, Mantel aus. Auf's Bett fallen. Wieder aufstehen, das Mobiltelefon aus der Manteltasche nehmen, den Wecker auf in 20 Minuten stellen. Die Maklerin hat immer noch nicht angerufen. Einschlafen.

Die Harfen-Melodie weckt mich um 16:02 Uhr. Im Zimmer riecht es jetzt nach Blumen. Ich mache meine kalligraphischen Schreibübungen. Schreibe einige Mal *Dezember 10. Dezember Dezember* und wieder *10. Dezember*, eine Viertelstunde lang. Das ist wie Meditation. Wasser aufsetzen, Instant-Kaffee aufgießen, die Postkarten vom Vormittag ansehen, sie abfotografieren und spontan eine Lieblingspostkarte haben: *Kater. Kein Regen. Heute ins Literaturhaus*. Ich will für die Schüler*innen ein Blog einrichten und die Fotos hochladen, alltagspostkarten.tumblr.com.

Mich darüber ärgern, dass der Speicher vom Smartphone nach 40 Fotos voll ist und ich erst etwas löschen muss, um weitermachen zu können. Telefon und Rechner verbinden und einen reibungslosen Ablauf des Speicherungsprozesses erwarten. Aber das systemeigene Fotoprogramm stürzt immer wieder ab. Ich google *iPhoto Probleme*. Ich überfliege die Ergebnisse. Ich verbinde Telefon und Computer erneut. Ein Fenster poppt auf: Unregelmäßigkeiten in meiner Mediathek. Sollen die repariert werden? Ja, soll sie. Es dauert 17 Minuten. Danach stürzt das Programm wieder ab. Ich öffne es erneut. Ohne Erfolg. Ich google *iPhoto Mediathek reparieren* und finde einen Link, bei dem geraten wird, während des Programmstarts *alt* und *cmd* gedrückt zu halten. Ich starte neu, ein Fenster poppt auf mit verschiedenen Optionen. Ich wähle: *Mediathek reparieren*. Ein neues Fenster poppt auf und

weist darauf hin, dass alle Daten verloren gehen könnten und dass man ein Backup machen soll. Meine externe Festplatte ist in Hamburg, letztes Backup zwei Wochen her ... Ich schließe alles. Es ist 17:18 Uhr. Kein Anruf. Keine Maklerin. Zu viele Mails im Postfach. Ich beantworte nur die wichtigen fürs Interview und den Fototermin morgen Vormittag vorm Rückflug. Die Postkartenfotos sind noch immer nicht gemacht, das muss ich morgen lösen. Jetzt drängt die Zeit. Ich wasche mich, ziehe mich um, male meine Augen an, versuche eine Frisur. Blicke mich im Spiegel an. Diese Frau. Dieses Gesicht. Dieser Häkelkragen. Diese Lesereisende. Diese Öffentliche. Das nicht Sichtbare: Unter der Haut versammeltes Leben. Deo. Parfüm. Lippenbalsam. Licht aus. Buch in die Tasche. Emsersalz. Mantel an, Schal um, Zimmerkarte in die Manteltasche, Mobiltelefon (kein Maklerin-Anruf), Tür auf, Tür zu. Treppenhausstufen im gleichmäßigen Schritt. Zwei übergewichtige amerikanische Touristen mit Nordic-Walking-Stöcken warten im Foyer auf den Fahrstuhl. Im Adventskranz brennen die beiden Kerzen. Es riecht nach gebratenen Zwiebeln aus dem Hotel-Restaurant.

Kalt ist es jetzt. Oder kälter, aber für diese Jahreszeit eigentlich eh noch zu warm. Wieder, aber diesmal im Dunklen und deswegen mit Neon: Istanbul Kebab. Einkaufs Paradies. Mega Grill. Hanf In. Zanetti. Abraham. Möbel Tremel. Orion Licht. Dabei M. anrufen und ein Geburtstagsständchen singen. Brücke. Flussgeruch. Knirschen unter den Sohlen auf der Brücke. Ich laufe anders, biege anders ab. Zickzacke. Brauche länger, komme fünf Minuten zu spät. Endlich: Literaturhaus. In 25 Minuten beginnt die Lesung. Bin nervös, wie immer: Seltsam, dass das nie weggeht. Dass immer alles zur Disposition steht. Dass man immer so nackt ist. Ich schaue auf das Bücherregal im Büro, vor dem ich warte, dieses große Regal mit all den Werken, all den Gedanken und Klugheiten, all der Überhöhung, all der Versprachlichung von Weltüberwindung, all diesen Blickwinkeln. Namen lesen und mich klein fühlen.

Es geht los. Wir gehen rauf, in den Saal, setzen uns, ich werde vorgestellt und sehe ins Publikum, das sehr jung ist. Kaum graue Haare. Applaus. Ich beginne und sage ein paar Wenigkeiten, dann lese ich. Lege meine Worte in meine Stimme, entfalte ein Cowboy & Indianer-Universum. Das Publikum heute ist still, so still, dass ich kaum Verbindung spüre, so still, dass ich nicht mehr weiß, ob sie konzentriert oder gelangweilt sind, weil sie auch an den Stellen, wo das Publikum sonst fast immer lacht oder reagiert, stumm bleiben. Zweifel wächst, ob ich nicht besser einfach aufhören sollte zu lesen. Ich halte mich

an meine Figuren und vertraue der Geschichte und irgendwann ist es vorbei und es scheint ihnen gefallen zu haben. Jedenfalls klatschen sie und kaufen Bücher und wollen Signaturen. Für mich ein kleines Wunder: Dass ich Menschen erreichen kann. Mir das heute gelungen scheint ... Ein Mann kommt ganz zuletzt und lässt sich sein Buch signieren. Er habe eine Galerie, ob ich da nicht auch mal ... Und ein anderer Mann wartet an der Bar auf mich. Er sagt, dass des ihm jetzt getaugt habe, er sei eigentlich kein Literaturmensch und nur wegen des Titels gekommen ... Ich signiere ihm die Bücher und setze mich zu den Veranstalterinnen an den Tisch. Wir trinken Wein, sprechen, essen Käsehäppchen, irgendwann lässt das Adrenalin nach, ich werde müde und verabschiede mich. Bei sternenklarer Nacht zum Hotel zurücklaufen und mich fast ganz fühlen. Dankbarkeit wie einen Teppich spüren. Im Hotel den Receptionisten grüßen, den rumpelnden Fahrstuhl in den vierten Stock nehmen, die Zimmertür öffnen. Licht an, Mantel aus, Schal weg. Immer schwerer werden. Es gerade noch ins Badezimmer schaffen. Ausziehen, abschminken, waschen, Zähne putzen, mit Telefon und Notizbuch ins Bett schlüpfen. Die Wohnung haben wir wohl nicht bekommen. Den Wecker stellen. Den Tag vor mir auslegen wie eine Karte. Ein paar Inseln davon als Notizen ins Buch schreiben. Mir ein Fell wünschen und mich einrollen. Einschlafen.

Terror nagt am Eichhörnchenseil · Ein Protokoll des 10.12.2015

News, news, all the news.

Death, a leopard, kills fellach in Fez!

James Joyce, Finnegans Wake

Der Tag beginnt im Traum. Gegen fünf Uhr fünfundvierzig, wie ein baldiger Blick auf den Wecker zeigt, treffe ich in einem Café zwei berühmte alte Schriftsteller, die an einem sehr kleinen Tisch sitzen. Einen von ihnen kenne ich persönlich. Er lädt mich ein, mich zu ihnen zu setzen. Als ich der Aufforderung nachkomme, fallen mir aus einer Federtasche, die ich neben einige Notizbücher auf die ärgerlich winzige Tischplatte legen will, zahlreiche bunte Schreibstifte zu Boden. Im Sitzen bücke ich mich, hebe sie auf, sie fallen wieder herab. Ich entschuldige mich, kollegial, es sei eine Schreiberkrankheit. Das verstehen die Autoren. Der ältere Schriftsteller, ein Verfasser internationaler Bestseller, dessen Name mir nicht in den Sinn kommen will, zeigt mir einen sehr kurzen Bleistift, den einzigen Stummel, mit dem er schreibe. Deshalb könne ihm so etwas wie mir nicht passieren. Obwohl mir also die Regenbogenfarben unentwegt aus den Händen fallen, werde ich nie so berühmt sein? Oder was würde Freud zu dem kurzen Stummel sagen – oder Schmidt, Arno Schmidt, meine ich. Der würde im Traum, wie ich, bestimmt sehr freudianisch denken, vor allem, was Star-Autoren angeht.

Das freudianische Gestiftel und Gezettel kommt daher, dass ich am zehnten Dezember des Jahres 2015 nicht wie gewöhnlich nach dem Frühstück an den Schreibtisch darf, sondern begleitend zu einer Arno-Schmidt-Ausstellung an der Akademie der Künste einen Workshop zum Thema *Zettelkasten* für eine Schulklasse geben muss. Ich träume noch einen zweiten Traum von einem jungen Liebespaar, das eine Graugans in einen Park trägt, um ihr dort die Kehle durchzuschneiden. Wieder Freud und Stummel, oder bin ich in einer vorweihnachtlichen Assoziationsschleife? Der blutende Hals der Gans. Weihnachtsgans, Martinsgans. Der bescheidene Martin versteckte sich in einem Gänsestall, um nicht zum Bischof gewählt zu werden. Die Workshop-Schüler fanden ihn doch und schnitten ihm den Hals durch. Oder warte ich schon auf das Terrorattentat des Tages? Man sollte ein Akronym finden, es lohnte sich allmählich, TODD fällt mir ein, Terror of Today, analog zur MOTD, der

Message of Today. Das ist die erste Meldung, die jemand sieht, der sich an einem Unix-System einloggt. Die zumindest jemand sah, der sich vor zwanzig Jahren einloggte, als ich noch mit EDV (veraltet für IT) mein Geld verdiente. Ein befreundeter Systemverwalter machte sich einen Jux daraus, einige meiner frühen Aphorismen als Morgennachricht auszugeben. Mitunter kamen verstörte Mitarbeiter in sein Büro und verlangten eine Erklärung für die literarische Schmuggelsoftware im VW ihres Alltags. Von Letzterer werden wir gleich im Radio hören: Der Vorstand hat von nichts gewusst.

TOTD ist zunächst einmal der Weckeralarm. Eine Viertelstunde nach dem *Klingeln* (veraltet für: Fimmeln, Zwimmeln, elektronisches Piepsquängeln) klebe ich einen Lebkuchenmann-Sticker (*Limited Edition!*) auf die Tüte für das Pausenbrot meiner Tochter, versehentlich den neunten statt den zehnten. Ich will noch nicht da sein. Aber was klebte ich gestern? Um die Zeitung bräuchten wir uns nicht zu streiten, hätten wir ein zweites Tablet auf dem Küchentisch liegen. Brich mir bitte das Feuilleton ab. Aber ich habe ohnehin keine Zeit, meinen journalistischen TOTD zu konsumieren. Ich muss meiner Tochter viel Glück für die Mathe-Arbeit wünschen und meine Stiefel suchen. Meine Frau wundert sich, dass ich um sieben Uhr dreißig das Haus verlassen will, ach ja, Arnos Zettelkasten. Im Radio jetzt Adele, das neue Album 25. Über sie steht etwas in der Zeitung: *Sie kann singen und schreibt ihre Lieder selbst, aber reicht das?* Tja. Reicht es, Buchstaben zu dämlichen Fragen aneinanderzureihen?

Starker Lichteinfall draußen so gegen acht, ein schöner klarer Dezembertag in Berlin, am Ende des womöglich wärmsten Jahres seit Beginn der Klimaaufzeichnung (WWJSBK, als Akronym vielleicht gleichfalls lohnend). Auf der S-Bahnfahrt zum Zoo und in der U-Bahn gönne ich mir ein Steinernes Herz: *Die dünne Fahrkarte bitte : noch war die Stadtbahn gelb/rot genau wie früher, als das Stück Butter noch 80 Pfennige kostete. Und keinerlei Kontrollen : wir rutschten unangefochten durch all die Märklin-Bahnhöfe.* Fünfundzwanzig Gymnasiasten stecken ihr Handy weg, als ich den Workshop eröffne. Mobiler Bumerang, denn sie müssen die smarten & Phones gleich alle wieder hervorziehen. Die Aufgabe lautet, aus zwei Seiten *Steinernes Herz*, die ich auf zehn steinern langweilige Sätze mit Hammer und Sichel heruntergebrochen habe, mit jedwedem zettelkastenähnlichen Mittel (Wiki-Kasten) einen möglichst blümerant-wahnsinnigen Text zu machen, der sich mit dem (noch unbekanntem) Ergebnis von Arno messen kann. Sie schlagen sich gar nicht schlecht,

dichten eine Stunde lang gruppenweise im Akkord und zeigen Witz und Geschick – so viel für unsere Kulturpessimisten. Allerdings wagte trotz meines flammenden Appells niemand, gegen die Rechtschreibung zu verstoßen. Die *Encyclopedia* : auf jedem Klo-Häuschen! In jedem Sack! Hätte IHM gepfallen!

Bei der Rückfahrt in der U-Bahn: nichts als frustriert aussehende ältere Männer, als wäre man in einem Urologen-Wartezimmer. Doch halt, ist nicht heute SPD-Parteitag? Gegen achtzehn Uhr wird die sozialdemokratische Prominenz im Fernsehen auftauchen: Sigmar Gabriel verteilt zweihundertfünfzig Geschenke an Flüchtlingskinder, will aber kein Weihnachtsmann sein; Frank Steinmeier hat Tikrit vom IS zurückerobert; Martin Schulz spricht den Aphorismus des Tages: *Für den Sieg des Bösen reicht es, dass die Guten nichts tun*. Ein würdiger Kandidat für die MOTD.

Der TOTD taucht auf, als ich vor einem Zeitungskiosk aus dem U-Bahnhof auftauche. In vorderster Frontlinie auf dem Bürgersteig die würdigen Hauptstadtblätter: *Bild*, *Morgenpost*, *BZ*. *Bild* kündigt ein großes Interview mit einem gewissen Dardai an. Ich weiß nicht, wer das ist, klingt wie ein saudiarabischer Finanzminister. Die *Morgenpost* dagegen hat eine verdienstvolle Nacht am *Lageso* verbracht, das notorische Hauptstadt-Akronym der letzten Woche, jenes Landesamt für Gesundheit und Soziales in Moabit, das aus der Kanzlerinnen-Maxime des WIRSCHAFFENDAS einen Berliner Flughafen macht, wie satirische Geister herausgefunden haben. Leider wird am BER nur Geld, Material und Geduld verschlissen, im Landesamt aber werden Menschen gequält und unwürdigen Prozeduren ausgesetzt. Ganz rechts schießt die *BZ* den Vogel ab mit der hausgemachten TOTD-Meldung. Eine ganzseitige Sprechblase, die mit der zweihundertfachen Wiederholung des elliptischen Satzes *Ich nicht*, gefüllt ist, mündet vor dem Gesicht von Frau Z., der Hauptangeklagten im NSU-Prozess, die endlich aussagte und wie zu erwarten kaum an etwas schuld ist. Schuldlos wird die Presse an jedwedem Terror erst sein, wenn sie aufhört, jeden, der mehr als zehn Menschenleben auf dem Gewissen hat, monatelang wie einen Popstar auf den Titelblättern abzulichten.

Kurz vor dem Erreichen meiner Wohnung kann ich mich bei den Appellen im Schaufenster der *Aktion Tier* erholen: Spannt Eichhörnchenseile über die Straßen! Rettet bulgarische und rumänische Hunde! Ist die Gegenwart ein Eichhörnchenseil über dem Elend der Welt, auf dem man sich fühlt wie ein bulgarischer Hund? Manchmal. Ich beschließe eine Joggingrunde im Park.

Alle zwanzig Meter begegnet mir eine Frau mit kleinem oder mittelgroßem Hund, die ein tückisches Seil über den Weg zu spannen versucht, eindeutig zu niedrig für Eichhörnchen. Fragen werfen sich auf: Ist der kurze Hund der Stummel der Frau um die sechzig? Oder handelt es sich bei der Wegverspannung um ein triangulatorisches Verfahren, das vom gewiss chronisch finanzschwachen Vermessungsamt mit Hilfe einer Bürgerinitiative kostengünstig zur Parkkartografierung angewandt wird?

In der nahezu österlichen Sonne kommen mir noch andere Dreiecksfragen in den Sinn, die mich fast eine halbe Stunde lang inmitten des Hundfrauen-Slaloms aus der Wirklichkeit in die Welt des idealen Schlamassels versetzen (die Gegenwart war insofern schon immer transzendent und transparent, seit Pythagoras den Strand um sich her vergaß). Meine Tochter hat jetzt wohl ihre Mathe-Arbeit überstanden, bei der sie unter anderem das Volumen von Pyramiden mit quadratischer Grundfläche berechnen musste. Es beträgt ein Drittel des Produkts aus der Quadratfläche und der Höhe, ganz einfach, aber stur wie ein bulgarischer Hund interessierte mich eigentlich eine Herleitung der Formel, die eleganter ist als die Addition von möglichst vielen möglichst flachen Prismen mit abnehmender quadratischer Grundfläche. Irgendwie müsste man die Pyramide durchschneiden oder mit anderen, auf den Kopf gestellten geometrischen Klonen zu einem größeren Prisma zusammenstecken – aber ich komme einfach nicht darauf. Dabei hätte ich nur die Spitze in eine Ecke eines gleich hohen Prismas mit der Pyramidengrundfläche ziehen müssen und dann (*Wie man leicht sieht!*) entdecken können, dass drei Pyramiden zusammengesteckt das Prisma füllen würden. Meine Tochter schrieb eine zwei plus, wohl weil sie rechtzeitig aufhörte, meinen Herleitungsversuchen zu lauschen.

Im Übrigen hatten wir kürzlich den hundertsten Geburtstag der allgemeinen Relativitätstheorie. Das hat viel mit Dreiecken zu tun, deren Winkelsumme im nicht-euklidischen Raum, in dem wir uns tatsächlich befinden, nicht mehr saubere einhundertachtzig Grad beträgt. Wahrscheinlich waren die Hundefrauen genau mit diesem Problem beschäftigt, sie sahen ganz so akribisch drein. Beim späten Mittagessen flackert die Zeitung nur mühsam auf. Könnten wir sagen, dass die Gegenwart der WLAN-Router der Geschichte ist (alles muss durch ihn hindurch, aber er hat einen hysterischen Defekt)? Der zehnte Dezember, zufällig als Akzente-Tag oder A-Day gewählt, erweist sich als Tag der Menschenrechte, wozu dann die Berichte über das *Lageso* bestens

passen. Vierzig Rechtsanwälte haben gegen den Sozialsenator und den *Lageso*-Amtsleiter Anzeige erstattet, der Amtsleiter musste zurücktreten.

Kurzfristig mit der Anwaltskilde im Einklang, starte ich gegen vierzehn Uhr den Schreib-Alltag, der üblicherweise um acht beginnt. Dann sind die Schüler, Lehrer, hastig rauchenden Büroarbeiter unter meinem Fenster gerade vorbeigezogen und ich kann die virtuellen Orte aufsuchen, an denen ich mich seit zwei Wochen befinde: eine bayrische Stadt, die Regensburg ähnelt, in den Jahren 1942 bis 1944, und ein Tag im Mai 2006 in Tel Aviv. Das Pfluggeschirr. Meine eigene Rosszeit in meinen eigenen Rossbreiten. Was für einen wunderbaren Hubschrauberlandeplatz für die Zukunft Arno Schmidt doch in den fünfziger Jahren mit seinem *Steinernen Herzen* geschaffen hat (und gleichfalls mit der *Gelehrtenrepublik*, die in meinem Geburtsjahr erschien). Es ist noch sonniger geworden, meine Tochter muss in zwei Fächern über den Klimawandel referieren. In der noch vom Terror versehrten französischen Hauptstadt hat es tatsächlich eine Weltklimakonferenz mit substantiellen Fortschritten gegeben. Die Straße vor meinem Fenster entfaltet ungerührt von allen Weltereignissen ihren uhrwerkhaften Nachmittagsbetrieb. Wegen der österlichen Witterung und des baugewerbeüblichen Jahres-End-Eifers sitzen vor jedem Haus Handwerker in weißen Drilllichen, lässig rauchend wie die Straßenhuren.

Während ich schreibe, verschmelzen Zeit und Raum zu dem vieldimensionalen Gebilde der komplexen Gegenwart, in der wir tatsächlich leben, die Orte der Zeit, die wir physisch und mental durchmessen, die Zeiten der Orte, an denen wir waren oder die wir uns vorzustellen vermögen. Hebe ich den Blick, sehe ich jeden Tag meine eigene Allegorie der Ratlosigkeit über den Zustand der Welt: zwei Platanen, die sich über die Straße hinweg mit erhobenen Ästen unterhalten, lautlos oder allenfalls blätterraschelnd von März bis Oktober, mit einem Ausdruck zwischen Entsetzen und Erstaunen, wohl nicht ganz unabhängig von meinem Gemütszustand. Die säulenartigen grauen Stämme erinnerten mich in den letzten Wochen oft an das syrische Palmyra. Dort, wo jetzt der IS seine Sprengladungen legt, um sich selbst aus den Grenzen der Zivilisation zu sprengen, ging ich vor sieben Jahren spazieren und diskutierte mit einer Reiseleiterin über den *West-Östlichen Divan*. Am darauf folgenden Reisetag sah ich in Jordanien die Lager für irakische Flüchtlinge, deren Anzahl man damals auf achthunderttausend schätzte. Es war nicht unbedingt klar, dass die Flüchtlinge der Region einmal vor unserer Haustür ste-

hen würden, aber es war klar, dass die Problematik des zerfallenden Irak, die die gärende Basis des IS-Terrors bildet, vor unserer Haustür lag.

Am Abend bin ich mit einem befreundeten Schriftsteller zum Essen verabredet. Noch bevor ich meinen Rechner herunterfahre, kann ich auf dem Bildschirm einen Bundeswehr-Tornado Richtung Syrien davonfliegen sehen. Seit mehr als zehn Jahren beobachte ich den Zustand des Nahen Ostens mit gesteigerter Aufmerksamkeit, und ich muss sagen, ich kann mir Schöneres vorstellen. Bisweilen scheint mir diese mit Religion toxisch getränkte Weltgegend der Ort zu sein, an dem Gott prüft, wie weit er die Menschheit über ihren eigenen Zustand deprimieren kann. Meiner Tochter muss ich noch kurz erklären, dass die Wahrscheinlichkeit, auf einem Weihnachtsmarkt von einem Terrorattentat betroffen zu sein, weit unterhalb des alltäglich ungerührt hingegenommen Risikos liegt, auf einem Zebrastreifen von einem Auto angefahren zu werden. Darüber spreche ich mit meinem Schriftstellerkollegen – und dann vor allem über die Schwierigkeiten, die Gegenwart zu erfassen, denn während ich diesen Aufsatz hier im Sinn habe, denkt er an ein ganzes Buch mit Notaten zum Tag. Wir einigen uns darauf, dass die von der Unkenntnis der Zukunft strukturell verfinsterte Gegenwart durch leuchtende Sätze erhellt werden muss.

Als ich gegen Mitternacht in die Kissen sinke, gönne ich mir doch noch einen optimistischen west-östlichen Gedanken. Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass der Nahe Osten in zwanzig Jahren nicht prosperiert und dort nicht eine blühende EU-artige (also mit unendlichen Alltagsquerelen zum Slalom der Wirklichkeit gewundene) Entwicklung stattfindet. Gemeinsam mit den Flüchtlingen, die hier ankommen, sollten wir genau diese Vision entwickeln und konsequent ökonomisch und kulturell vorantreiben. Dazu gehört sicher auch eine Auseinandersetzung mit den problematischen Grundstrukturen des gewöhnlichen Islam und die Kultivierung einer gemeinsamen abgrundtiefen Verachtung der Gewalttäter jedweder Provenienz. Der ewige Frieden muss ein gemeinsamer Traum werden. Aber damit bin ich schon auf dem Eichhörnchenseil der Fantasten über dem Highway 61 gelandet. Kommt Bob Dylan nicht demnächst wieder in die Stadt? Und werden die alten Autoren mit ihren Stummeln heranbalancieren? Es ist sehr finster, die Zukunft ist schwarz. Mehr Brillantinel, würde Arno Schmidt ausrufen. Ein Zitat im Zitat, damit kann ich gut einschlafen. Den ganzen Tag lang habe ich kein Eichhörnchen gesehen.

KARL-MARKUS GAUSS

Salzburg, 10. Dezember

Es war kurz nach sieben, dass ich aufwachte, mindestens um eine Stunde zu früh. Wenn mich ein beruflicher Auftrag oder ein amtliches Verhängnis nötigen, vor acht Uhr aufzustehen, ist die Nacht davor eine Qual, jede Stunde schrecke ich auf, um nachzusehen, wie spät es ist, so beunruhigt bin ich von dem ungewohnten Zwang, den Tag gegen meine innere Uhr beginnen zu müssen. Es ist ein Privileg, dass ich mir so gut wie nie den Wecker stellen und aus dem Bett springen muss, um mich wehrlos in die Gefechte des Tages zu werfen; in der Regel kann ich meinen Schlaf in mehreren kurzen Strecken des allmählichen Erwachens ausklingen, gewissermaßen erlöschen lassen. Ja, der Schlaf, wird er nicht durch ein äußeres Ereignis gestört, wird langsam schwächer und schwächer, bis er erlischt. Sein Wesen ist ja nicht Abwesenheit von etwas – der Wachheit, des Bewusstseins, der Aufmerksamkeit; er hat vielmehr seine eigene Gegenwartigkeit und Kraft.

Als ich ein Kind war, schaute mein Bett im Kinderzimmer auf den Gaisberg hin, hinter dem die Sonne aufging, und ich habe es schon als Volksschüler geliebt, aufzuwachen, um in einem vorbereiteten Traum noch ein wenig weiterschlafen zu können.

In diesem Herbst verlässt M. eine Stunde früher als sonst das Haus, um in die Schule zu fahren, und als sie die Wohnungstür zuspernte, wachte ich auf. Sie bekommt jetzt fast täglich in ihre Gruppe einen neuen Schüler aus Afghanistan, Syrien, Somalia dazu. Seit über dreißig Jahren unterrichtet sie Kinder und Jugendliche aus allen möglichen Ländern, die nach Österreich kommen, ohne Deutsch zu sprechen, und sie hat es immer begeistert und in der sicheren Zuversicht getan, dass sinnvoll sei, wofür sie sich solche Mühe macht. Nein, begeistert trifft es nicht: freudig. Jetzt aber quält sie das bedrückende Gefühl, dass viele der Jugendlichen, die mit ihren Flüchtlingstrecks in Salzburg hängengeblieben sind, keinen Deutschunterricht, sondern eine Therapie benötigten; und dass sie die neue Sprache noch nicht erlernen können, weil sie in ihrer alten aus Schock verstummt sind oder sie gar ihre Erinnerungen verloren haben. Wie Faris, der nicht weiß, wann und in welchem Land er von

seinen Eltern und Geschwistern getrennt wurde, und der mitten in der Unterrichtsstunde den Kopf auf den Tisch legt und einschläft und nach dem Aufwachen behauptet, er heiße nicht Faris, sondern Rasin, und müsse sofort zum Bahnhof, weil heute, ganz sicher, sein Bruder Faris dort eintreffen werde.

Als ich die Vorhänge zur Seite schob, sah ich, dass wieder einer jener wolkenlosen Tage bevorstand, die sich in der Jahreszeit getäuscht hatten, warm, wie sie einer nach dem anderen in den letzten Wochen waren. Der Föhn weht über das Land, sodass der Felsen, auf den ich aus dem Arbeitszimmer schaue, geradezu leuchtet in seinem Grau und Schwarz und sich die Äste der Bäume auf der Bergeskuppe wie gestochen vor dem blauen Horizont abzeichnen.

Mich stören die warmen Tage dieses Herbstes und Winters, weil sie gegen meinen zeitlichen Orientierungssinn verstoßen. Mehr stört mich aber an mir selbst, dass ich zu den Jahreszeiten und zum Wetter die innige Beziehung verloren habe, kaum dass die Kinder aus dem Alter waren, in dem ich mit ihnen täglich auf den Spielplatz oder in die Allee ging. Wer kleine Kinder hat, muss sich für das Wetter interessieren, er blickt morgens anders aus dem Fenster als der von seinen großgewordenen Kindern verwaiste Erwachsene. Längst ist das Wetter unerheblich für mich geworden, in meiner Kammer unter dem Dach arbeite ich bei Regen nicht anders als bei Sonnenschein, und in der einen Stunde, die ich täglich in der Gegend meine Runde ziehe, schert es mich auch nicht, ob es warm, windig oder kalt ist, ich habe ja nur auf mich zu achten, darauf, die richtige Kleidung und das passende Schuhwerk anzuziehen.

In der Arbeitspause zu Mittag blättere ich im Wohnzimmer ein wenig in den Zeitungen. Anerkennend steht in einem Feuilleton, Wittgenstein habe zu jenen großen Denkern gehört, die »Philosophie gegen das Leben« betrieben hätten. Ich weiß nicht, ob das stimmt, bin mir aber sogleich sicher, dass es von roher Verwirrung des Geistes zeugt, einen besonderen Adel darin zu erblicken, dass das Leben angegriffen, gering geschätzt, verneint werde. Da spricht ein Schnösel, der mit der Kälte seines Gedankens Eindruck bei den Lesern schinden will, die er für verweichlicht hält; genauso prahlerisch könnte er von einer »Medizin gegen das Leben« oder einer »Pädagogik gegen die Kinder« schwärmen.

Kaum je überlege ich vorher, ob ich beim Hauseingang nach rechts oder links gehe, ich überlasse es gewissermaßen den Füßen, die besser wissen, wohin ich will. Nach 800 Metern kam ich an der alten Müllner Volksschule vorbei, die ich vor 55 Jahren zum ersten Mal betreten habe. Es war merkwürdig, vor 20 Jahren in die Gegend zurückzukehren, in der ich aufgewachsen bin. Ich kann mich noch erinnern, dass ich anfangs, als wir glücklich die große Wohnung in dem alten Haus erstanden hatten, in der endlich genügend Platz für die Kinder und die Bücher war, eine Art von Scham empfand, dass es mich nicht hinaus in die Welt getrieben hatte, sondern hierher zurück. Heute ist das anders, ich wohne gerne in dem stillen Viertel nah der Altstadt, und als ich an dem schönen Schulgebäude vorbeiging, einem zweistöckigen Würfel mit zwölf großen Fenstern zur Straße und zwei Säulen neben dem schweren Holztor, das die Schüler von heute so schwer öffnen können wie wir damals, hörte ich eine Klasse im ersten Stock ein Lied singen, das vermutlich für die Weihnachtsfeier eingeübt wurde.

Abends fragt mich M., wie mein Tag war. Ich weiß es natürlich auch heute wieder nicht, nur dass er schnell vorüber gegangen ist. Und dass ich das geradezu körperliche Missbehagen empfinde, ihn faul vertrödelt zu haben, indem ich mich stetig selber von dem abbrachte, was ich hätte tun sollen, konzentriert am Schreibtisch arbeitend. Werden die Leute in Kriminalfilmen gefragt, wo sie zu einer bestimmten Zeit an einem Tag vor zwei Wochen waren, wissen sie fast immer prompte Auskunft zu geben. Ich müsste schon morgen für den heutigen Tag meine zwei Kalender zu Rate ziehen. In dem einen notiere ich, an welchen Arbeiten ich wie lange geschrieben habe, im anderen, was sich sonst so zutrug: »8 Uhr: Wieder Schönwetter! 1 Uhr: Nordrunde. Abendessen gek. Zucchini alla parmigiana. Später: 6/8 Roten.« So penibel versuche ich, stets ein Alibi für den Inspektor in mir zu haben, um ihm beweisen zu können, dass es all diese Tage überhaupt gegeben hat – und mit ihnen auch mich.

Spätabends höre ich im Radio eine Sendung, in der eine ältliche Tochter über ihren vor Jahrzehnten verstorbenen Vater sagt: »Er wollte immer helfen, unterstützen und so weiter.« Schreckliche Vorstellung, dass womöglich auch mir so ein Nachleben im Undsowever beschieden sein könnte.